


Nr. 177. 178 Bromberg, den 7. August 1929.

# Frau Jenny Treibel.

## Roman von Theodor Fontane.

(16. Fortsetzung.)

So gingen sie, schweigend und anscheinend ihren Gefühlen hingegeben, nebeneinander her, bis Schmidt die Notwendigkeit fühlte, mit irgendeiner Frage das Schweigen zu brechen. Er entschied sich dabei für das alte Rettungsmittel und lenkte das Gespräch auf die Kinder. „Ja, Jenny", hob er mit immer noch verschleierter Stimme an, „was versäumt ist, ist versäumt. Und wer fühlte das tiefer als ich selbst. Aber eine Frau wie Sie, die das Leben begreift, findet auch im Leben selbst ihren Trost, vor allem in der Freude täglicher Pflichterfüllung. Da sind in erster Reihe die Kinder, ja schon ein Enkelkind ist da, wie Milch und Blut, das liebe Lizzichen, und das sind dann, mein ich, die Hilfen, daran Frauenherzen sich aufrichten müssen. Und wenn ich auch Ihnen gegenüber, teure Freundin, von einem eigentlichen Eheglück nicht sprechen will, denn wir sind wohl einig in dem, was Treibel ist und nicht ist, so darf ich doch sagen, Sie sind eine glückliche Mutter. Zwei Söhne sind Ihnen herangewachsen, gesund oder doch was man so gesund zu nennen pflegt, von guter Bildung und guten Sitten. Und bedenken Sie, was allein dies letzte heuzutage bedeuten will. Otto hat sich nach Neigung verheiratet und sein Herz einer schönen und reichen Dame geschenkt, die, soviel ich weiß, der Gegenstand allgemeiner Verehrung ist, und wenn ich recht berichtet bin, so bereitet sich im Hause Treibel ein zweites Verlöbnis vor, und Helenes Schwester steht auf dem Punkte, Leopolds Braut zu werden . . ."

„Wer sagt das?" fuhr jetzt Jenny heraus, plötzlich aus dem sentimental Schwärmerischen in den Ton ausgesprochenster Wirklichkeit verfallend. „Wer sagt das?"

Schmidt geriet, diesem erregten Tone gegenüber, in eine kleine Verlegenheit. Er hatte sich das so gedacht oder vielleicht auch mal etwas Ähnliches gehört und stand nun ziemlich ratlos vor der Frage: „Wer sagt das?" Zum Glück war es damit nicht sonderlich ernsthaft gemeint, so wenig, daß Jenny, ohne eine Antwort abgewartet zu haben, mit großer Lebhaftigkeit fortfuhr: „Sie können gar nicht ahnen, Freund, wie mich das alles reizt. Das ist so die seitens des Holzhofs beliebte Art, mir die Dinge über den Kopf wegzunehmen. Sie, lieber Schmidt, sprechen nach, was Sie hören, aber die, die solche Dinge wie von ungefähr unter die Leute bringen, mit denen hab ich ernstlich ein Hühnchen zu pflücken. Es ist eine Insolenz. Und Helene mag sich vorsehen."

„Aber Jenny, liebe Freundin, Sie dürfen sich nicht so erregen. Ich habe das so hingesagt, weil ich es als selbstverständlich annahm."

„Als selbstverständlich", wiederholte Jenny spöttisch, die, während sie das sagte, die Mantille wieder abriß und dem Professor über den Arm warf. „Als selbstverständlich. So weit also hat es der Holzhof schon gebracht, daß die nächsten Freunde solche Verlobung als eine Selbstverständlichkeit ansehen. Es ist aber keine Selbstverständlichkeit, ganz im Gegenteil, und wenn ich mir vergegenwärtige, daß Ottos alles besser wissende Frau neben ihrer Schwester Hildegard ein bloßer Schatten sein soll — und ich glaub es gern, denn sie war schon als Backfisch von einer geradezu ridikülen Überheblichkeit — so muß ich sagen, ich habe an einer Hamburger Schwiegertochter aus dem Hause Munk gerade genug."

„Aber, teuerste Freundin, ich begreife Sie nicht. Sie setzen mich in das aufrichtigste Erstaunen. Es ist doch kein Zweifel, daß Helene eine schöne Frau ist und von einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz aparten Appetitlichkeit . . ."

Jenny lachte.

„. . . Zum Anbeißen, wenn Sie mir das Wort gestatten", fuhr Schmidt fort, „und von jenem eigentümlichen Charme, den schon von alters her alles besitzt, was mit dem flüssigen Element in eine konstante Berührung kommt. Vor allem aber ist mir kein Zweifel darüber, daß Otto seine Frau liebt, um nicht zu sagen, in sie verliebt ist. Und Sie, Freundin, Ottos leibliche Mutter, fechten gegen dies Glück an und sind empört, dies Glück in Ihrem Hause vielleicht verdoppelt zu sehen. Alle Männer sind abhängig von weiblicher Schönheit; ich war es auch, und ich möchte beinah sagen dürfen, ich bin es noch, und wenn nun diese Hildegard, wie mir durchaus wahrscheinlich — denn die Nestküken sehen immer am besten aus — wenn diese Hildegard noch über Helenens hinauswächst, so weiß ich nicht, was Sie gegen sie haben können. Leopold ist ein guter Junge, von vielleicht nicht allzu feurigem Temperament; aber ich denke mir, daß er doch nichts dagegen haben kann, eine sehr hübsche Frau zu heiraten. Sehr hübsch und reich dazu."

„Leopold ist ein Kind und darf sich überhaupt nicht nach eigenem Willen verheiraten, am wenigsten aber nach dem Willen seiner Schwägerin Helene. Das fehlte noch, das hieße denn doch abdanken und mich ins Altenteil setzen. Und wenn es sich noch um eine junge Dame handelte, der gegenüber einen allenfalls die Lust anwandeln könnte, sich unterzuordnen, also eine Freiin oder eine wirkliche, ich meine, eine richtige Geheimratstochter oder die Tochter eines Oberhofpredigers . . . Aber ein unbedeutendes Ding, das nichts kennt, als mit Ponys nach Blankenese fahren, und sich einbildet mit einem Goldfaden in der Plattstichnadel eine Wirtschaft führen oder wohl gar Kinder erziehen zu können, und ganz ernsthaft glaubt, daß wir hierzulande nicht einmal eine Seezunge von einem Steinbutt unterscheiden können, und immer von Lobster spricht, wo wir Hummer sagen, und Curry-Powder und Soja wie höhere Geheimnisse behandelt — ein solcher eingebildeter Quack, lieber Willibald, das ist nichts für meinen Leopold. Leopold, trotz allem, was ihm fehlt, soll höher hinaus. Er ist nur einfach, aber er ist gut, was doch auch einen Anspruch gibt. Und deshalb soll er eine kluge Frau haben, eine wirklich kluge; Wissen und Klugheit und überhaupt das Höhere — darauf kommt es an. Alles andere wiegt keinen Pfifferling. Es ist ein Elend mit den Äußerlichkeiten. Glück, Glück! Ach, Willibald, daß ich es in solcher Stunde gerade vor Ihnen bekennen muß, das Glück, es ruht hier allein."

Und dabei legte sie die Hand aufs Herz.

Leopold und Corinna waren in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritt gefolgt und hatten ihr Gespräch in herkömmlicher Art geführt, das heißt Corinna hatte gesprochen. Leopold war aber fest entschlossen, auch zu Worte

zu kommen, wohl oder übel. Der quälende Druck der letzten Tage machte, daß er vor dem, was er vorhatte, nicht mehr so geängstigt stand wie früher; — er mußte sich eben Ruhe schaffen. Ein paarmal schon war er nahe daran gewesen, eine wenigstens auf sein Ziel überleitende Frage zu tun; wenn er dann aber der Gestalt seiner stattlich vor ihm dahinschreitenden Mutter ansichtig wurde, gab er's wieder auf, so daß er schließlich den Vorschlag machte, eine gerade vor ihnen liegende Waldlichtung in schräger Linie zu passieren, damit sie, statt immer zu folgen, auch mal an die Tete kämen. Er wußte zwar, daß er infolge dieses Manövers den Blick der Mama vom Rücken oder von der Seite her haben würde, aber etwas auf den Vogel Strauß hin angelegt, fand er doch eine Beruhigung in dem Gefühl, die seinen Mut beständig lähmende Mama nicht immer gerade vor Augen haben zu müssen. Er konnte sich über diesen eigentümlichen Nervenzustand keine rechte Rechenschaft geben und entschied sich einfach für das, was ihm von zwei Übeln als das kleinere erschien.

Die Benutzung der Schräglinie war geglückt, sie waren jetzt um ebensoviel voraus, als sie vorher zurück gewesen waren, und ein Gleichgültigkeitsgespräch fallen lassend, das sich, ziemlich gezwungen, um die Spargelbeete von Halensee samt ihrer Kultur und ihrer sanitären Bedeutung gedreht hatte, nahm Leopold einen plötzlichen Anlauf und sagte: „Wissen Sie, Corinna, daß ich Grüße für Sie habe?"

„Von wem?"

„Raten Sie."

„Nun, sagen wir, Mr. Nelson."

„Aber das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, das ist ja wie Hellseherei; nun können Sie auch noch Briefe lesen, von denen Sie nicht einmal wissen, daß sie geschrieben wurden."

„Ja, Leopold, dabei könnt ich Sie nun belassen und mich vor Ihnen als Seherin etablieren. Aber ich werde mich hüten. Denn vor allem, was so mystisch und hypnotisch und geisterseherig ist, haben gesunde Menschen bloß ein Grauen. Und ein Grauen einzuflößen, ist nicht das, was ich liebe. Mir ist es lieber, daß mir die Herzen guter Menschen zufallen."

„Ach, Corinna, das brauchen Sie sich doch nicht erst zu wünschen. Ich kann mir keinen Menschen denken, dessen Herz Ihnen nicht zufiele. Sie sollten nur lesen, was Mr. Nelson über Sie geschrieben hat; mit amusing fängt er an, und dann kommt charming und mit fascinating schließt er ab. Und dann erst kommen die Grüße, die sich, nach allem, was voraufgegangen, beinahe nüchtern und alltäglich ausnehmen. Aber wie wußten Sie, daß die Grüße von Mr. Nelson kämen?"

„Ein leichteres Rätsel ist mir nicht bald vorgekommen. Ihr Papa teilte mit, Sie kämen erst später, weil Sie nach Liverpool zu schreiben hätten. Nun, Liverpool heißt Mr. Nelson. Und hat man erst Mr. Nelson, so gibt sich das andere von selbst. Ich glaube, daß es mit aller Hellseherei ganz ähnlich liegt. Und sehen Sie, Leopold, mit derselben Leichtigkeit, mit der ich Mr. Nelsons Briefe gelesen habe, mit derselben Sicherheit lese ich zum Beispiel Ihre Zukunft."

Ein tiefes Aufatmen Leopolds war die Antwort, und sein Herz hätte jubeln mögen, in einem Gefühl von Glück und Erlösung. Denn wenn Corinna richtig las, und sie mußte richtig lesen, so war er allem Anfragen und allen damit verknüpften Ängsten überhoben, und sie sprach dann aus, was er zu sagen noch immer nicht den Mut finden konnte. Wie beseligt nahm er ihre Hand und sagte: „Das können Sie nicht."

„Ist es so schwer?"

„Nein, es ist eigentlich leicht. Aber leicht oder schwer, Corinna, lassen Sie mich's hören. Und ich will auch ehrlich sagen, ob Sie's getroffen haben oder nicht. Nur keine ferne Zukunft, bloß die nächste, allernächste."

„Nun denn", hob Corinna schelmisch und hier und da mit besonderer Betonung an, „was ich sehe, ist das: zunächst ein schöner Septembertag, und vor einem schönen Hause halten viele schöne Kutschen, und die vorderste, mit einem

Einen Augenblick überkam es Leopold wie wirkliche das ist eine Brautkutsche. Der Straßendamm aber steht voller Menschen, die die Braut sehen wollen, und nun kommt die Braut, und neben ihr schreitet der Bräutigam, und dieser Bräutigam ist mein Freund Leopold Treibel. Und nun fährt die Brautkutsche, während die anderen Wagen folgen, an einem breiten, breiten Wasser hin . . ."

„Aber Corinna, Sie werden doch unsere Spree zwischen Schleuse und Jungfernbrücke nicht ein breites Wasser nennen wollen . . ."

„. . . An einem breiten Wasser hin und hält endlich vor einer gothischen Kirche."

„Zwölf Apostel . . ."

„Und der Bräutigam steigt aus und bietet der Braut seinen Arm, und so schreitet das junge Paar der Kirche zu, drin schon die Orgel spielt und die Lichter brennen."

„Und nun . . ."

„Und nun stehen sie vor dem Altar, und nach dem Ringewechsel wird der Segen gesprochen und ein Lied gesungen oder doch der letzte Vers. Und nun geht es wieder zurück, an demselben breiten Wasser entlang, aber nicht dem Stadthause zu, von dem sie ausgefahren waren, sondern immer weiter ins Freie, bis sie vor einer Cottagevilla halten . . ."

„Ja, Corinna, so soll es sein . . ."

„Bis sie vor einer Cottagevilla halten und vor einem Triumphbogen, an dessen oberster Wölbung ein Riesenkranz hängt, und in dem Kranze leuchten die beiden Anfangsbuchstaben: L und H."

„L und H?"

„Ja, Leopold, L und H. Und wie könnte es auch anders sein? Denn die Brautkutsche kam ja von der Uhlenhorst her und fuhr die Alster entlang und nachher die Elbe hinunter, und nun halten sie vor der Munkschen Villa draußen in Blankenese, und L heißt Leopold und H heißt Hildegard."

(Fortsetzung folgt)

---

# Die Austauschtöchter.

**Ein heiterer Roman von Margaret Laube.**



Markus ißt schweigend weiter. Sie ist seine Schülerin und nun, wie so viele Frauen, die ihre Männer lieben, päpstlicher als der Papst. Man darf ihnen keine Urteilslosigkeit vorwerfen. Malen doch sogar die Malerfrauen ebenso wie ihr Mann, mit derselben Pinseltechnik und demselben Charakter. Und sind doch große Könnerinnen. Natur . . . Aber er als Mann ist nicht zum Mittler geschaffen.

Es ist heikel, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie nicht genug in das fremde Kind eingedrungen ist. Was er ihr als hassenswerteste Eigenschaft voreiliger Mütter früherer Zeiten hingestellt hat, das Streben nach der Herrschaft über Leib und Seele des Kindes, kann er ihr jetzt nicht empfehlen.

Das Telephon läutet im Nebenzimmer. Lissie will aufspringen, aber er winkt ab. Es wird das Krankenhaus sein.

Lissie lauscht: sie wünscht aus zwei Gründen, daß es nicht das Krankenhaus ist. Vielleicht ist es doch Gretchen . . .

Nein. Er sagt, daß er morgen früh um sieben die Operation machen will. Dann muß er zeitig schlafen gehen.

Sie steht nun doch auf und geht ans Fenster. Es ist stockdunkel draußen. Drüben am anderen Ufer der Elbe zittern weit in der Ferne ein paar Lichter. Zwischen den Bäumen des Nachbargartens schwebt ein goldgelber Stern, ein zweiter etwas höher wandert mit: nun tauchen die Lichterreihen eines großen Dampfers auf, der Smaragd der Steuerbordlaterne spiegelt sich auf dem schwarzen Fluß.

Sie möchte reisen! Mit Markus auf einem solchen Schiff die Elbe abwärtsfahren, hinaus auf den Atlantik, wie damals, als sie in Tunis waren! Diese Sorgen um die Mädchen lassen plötzlich den Wunsch aufflackern.

Sie ist noch nicht so alt, daß sie nur an die Glückseligkeit und das Wohlbefinden der jüngeren Generation denken kann! Sie selbst ist noch nicht vierzig. Markus soll Urlaub nehmen. Auf Sizilien oder in Griechenland ist es warm. Es wird genau so sein wie vor neunzehn Jahren in Palermo, sie sind beide noch jung —

Wie eine Antwort auf ihren Wunschtraum legen sich Markus Hände warm um ihre Schultern. Sie stehen einen Augenblick schweigend so, als teile sich ihre Sehnsucht ihm elektrisch mit. Dann bricht er den Bann. „Ich muß morgen früh aus dem Haus, Lissie. Wieder ein Kaiserschnitt. Im Lauf des Vormittags dann noch zwei andere Operationen. — — Wo nur das Mädel bleibt!"

Lissie richtet sich entschlossen auf. „Laß sie, Markus. Darum sollst du dich jetzt nicht sorgen. Sie wird tanzen. Sie ist an Gipsys Stelle schon zweimal in den Tanzklub im Atlantik-Hotel gegangen und scheint sich zu amüsieren. Sie ist dort in anständiger Gesellschaft. Felix Hooch ist dabei. Und Gipsys Tennispartner, lauter gut erzogene, saubere, hanseatische Jungen."

„Gut. Aber vorgestern sah ich sie auf dem Jungfernstieg mit zwei dunklen, mäßig rasierten, — einer davon hatte ein schlaffes Nerogesicht, das mir nicht gefiel."

Lissie zieht die Brauen zusammen. Sollte dieser Schauspieler, der im Theater mit Felix Hooch war, . . . „Nerogesicht, sagst du?"

Markus nickt, jetzt schon zerstreut, und geht auf und ab. Es ist inzwischen zehn geworden. Er braucht jetzt nichts als Ruhe, damit er morgen früh frisch ist.

Er soll nicht vorzeitig altern wie so viele überanstrengte Ärzte. Sein Privatleben soll keinerlei Forderungen an ihn stellen.

„Ich werde mich darum kümmern, Markus." Er nickt. Der Arzt in ihm hat zu arbeiten begonnen. Ein komplizierter Fall, sagt sein Assistent, Frau mit vier Kindern, vernachlässigt, arm natürlich. Da muß nachher unbedingt Sanatorium erzwungen werden. Die Krankenkasse wird sich sträuben. Die Wohlfahrt muß die Kinder nehmen für sechs Wochen . . .

Lissie folgt ihm mit ernsten Blicken, wie er in dem großen Elbzimmer hin und her wandert. Es ist noch immer, wie am ersten Tag ihrer Ehe, als ob er in eine Art Tempel sich zurückzieht, wenn er an seine Arbeit denkt. Arzt sein ist kein Beruf, empfindet Lissie, es ist Mission und Priesterschaft.

Sie setzt lautlos die Teller zusammen, bis er hinübergeht in sein Arbeitszimmer. Da läuft sie hinaus. „Schnell, Gesa, abdecken! Ist Fräulein Lemme gekommen?"

„Nein, Frau Seitz. Das heißt, ich glaube nicht."

Lissie nickt und geht hinauf in Gipsys Zimmer. Aber es ist leer. Warum das Mädchen nur nicht telephoniert? Das erfordert doch die geringste Rücksichtnahme.

Sie kommt ärgerlich wieder herunter und nach einer halben Stunde geht Markus schlafen.

Um drei in der Nacht wacht Lissie auf. Ein Dampfer hat unten auf der Elbe getutet. Aber sie muß halb wach gewesen sein, daß sie den Ton gehört hat. Die „große Nachtmusik", wie sie ihn nennt. Warum sitzt sie aufgerichtet und horcht auf die Geräusche der Stille?

Auf einmal weiß sie es. Sie sieht nach der Uhr, dann schlüpft sie in ihre kleinen grauen Samtschuhe. Sie öffnet langsam die Tür, Markus darf nichts davon hören. Aber sein Zimmer liegt jenseits des Baderaumes und er schläft hoffentlich.

Sie muß sich überzeugen, daß Gretchen da ist, sonst kann sie nicht wieder einschlafen. Die Tür von Gipsys Zimmer klinkt sich lautlos auf, das Licht bricht aus dem Dunkeln. Leer . .

Drei Uhr nachts! Und leer!

Hat Markus recht? Hat sie sich zu wenig um das anvertraute Kind gekümmert?

Sandershausen ist ja ein verträumtes Nest, woher soll Gretchen die Urteilskraft nehmen, die sie Gipsy mitgegeben hat . . .

Die zarte Frau schauert vor Kälte, wie sie da noch immer auf der Türschwelle des leeren Zimmers steht. Die weißen schlichten Wände des Zimmers schließen Gipsys hellgelben Bücherschrank, Tisch und die beiden Stühle ein, und aus der Nische sieht das Bett mit den Messingstäben hervor. Sonst nichts. Keine Bilder, keine Spielereien. Hülle für ein nüchternes, kühles Gemüt, für gesunde, unverdorbene Sinne und Nerven.

Und doch! Wenn nun Gipsy in Sandershausen in ähnlicher Weise in eine fremde Welt versetzt worden ist, wie hier dieses junge Kind verpflanzt wurde? Und wenn auch dort niemand wirklich und gründlich über die Verfassung ihrer Seele nachdenkt, ebenso wie hier?

Ist etwas versäumt worden?

Frau Lissie schließt mit ihren eiskalten Händen die Tür und schleicht zurück zu ihrem Bett. Ja, es ist etwas versäumt worden. Und in der beklemmenden Stille der Nacht wächst die Versäumnis riesengroß.

Sie hätte sie nicht allein zum Tanzen gehen lassen dürfen. In Sandershausen gehen gewiß die Eltern noch mit den großen Töchtern zu jeder Abendunterhaltung. Und bergen ihre Küken abends, bis sie sie sicher hinter Schloß und Riegel wissen.

Während Gipsy hier mit langbeinigen Jungen aus Uhlenhorst und den Elbvororten schwatzend zu den Bahnhöfen läuft, immer ein ganzes Rudel beisammen, Mädels und Jünglinge, heiß vom Charleston, ganz umgeben von der etwas steifen Ritterlichkeit der jungen Kaufmannssöhne, manchmal aber auch in Debatten, die jeglichen Zartgefühls entbehren. Da schelten sie sich wie Schuljungen und man kann ihren Ton nur — absolut mit dem besten Willen nur schnoddrig nennen. Aber es ist der Jargon dieser selbstsicheren Jugend und Lissie meint ihn nie so schön und natürlich gefunden zu haben als in dieser Nacht, wo sie alle Stunden aufspringt und in das leere Zimmer hinüberschleicht.

Wer weiß, welches Süßholz um ihre Gipsy geraspelt wird in der kleinen Stadt.

Es ist doch wohl unmöglich, daß Gipsy darauf hereinfallen könnte! Ihre kühle, verständige Gip mit dem Froschmund und den Polizistenaugen!

Aber in dieser Nacht scheint ihr alles möglich.

Mit einem sehr schweren Kopf steht sie um sechs auf, um Markus zu wecken und mit ihm Kaffee zu trinken.

Sie bedient ihn sorgfältig. Er fragt nicht, warum sie so geisterhaft blaß ist und scheint überhaupt Gretchen ganz vergessen zu haben. Erst als er schon in der Halle seinen Mantel anzieht, wendet er sich plötzlich heftig nach ihr um. „Gretchen ist doch gekommen, nicht wahr?"

Lissie ist, als ob sie einen Schlag gegen den Magen bekäme. Sie richtet ihre Augen stur auf seinen Mund, ganz wie Gipsy es tut, wenn sie lügen will, und sagt ruhig: „Natürlich, Markus."

Er braucht jetzt seine Nerven. Wenn er die Operationen hinter sich hat, wird sie beichten.

Sie küßt ihn an der Treppe und sieht ihm nach, wie er über die kleine Holzbrücke geht. Der Wagen steht schon vor der Tür. Heute hat er den Chauffeur seiner Garage bestellt. Seine Hände dürfen nicht angestrengt werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Wibbs als Erzieher.

Skizze von **Max Geißler.**

Doktor Wibbs war im Begriff, seine siebzehnte Reise um die Erde anzutreten. Er reiste zu seinem Vergnügen und fuhr auf der eigenen Jacht. Zu jeder dieser Fahrten verwandte er drei Jahre . . . Was braucht es weiter, seine wahrhaft geniale Lebensführung zu beleuchten?

Bei seiner Schwester in Plymouth — bei Lady Isabel — feierte man diese siebzehnte Weltumsegelung mit einem Abschiedsessen im engsten Kreise. Der Lord war in London, zur Tagung des Unterhauses, und Mama war ihrem Sohne, dem zehnjährigen Melvil, nicht mehr in jedem Falle gewachsen. Melvil rührte ungeduldig in der Suppe, rührte sich einen Zorn in die Augen — sah aus, als wolle er im nächsten Augenblick den Löffel auf den Estrich schleudern. „Die kocht ja! Weiß man denn nicht . . . ich kann so heiße Suppe nicht essen!"

Mama fürchtete eine Katastrophe. Gütig stellte sie für das Ende der Mahlzeit einen zweiten Pfirsich in Aussicht und sogar einen Rosenlikör.

„Och!" machte Melvil, denn er wußte: wenn ihm sein Herz danach stand, bekam er den Rosenlikör ja doch!

„Ahi!" sagte Doktor Wibbs bedeutend . . .

„Wibbs," unterbrach ihn die geängstigte Frau, denn unter diesem Namen kannte ihn die Welt . . . „Wibbs, ich bitte: von Erziehung hast du als Junggeselle keine Ahnung!"

Doktor Wibbs überhörte das. „Es ist doch eine alte Sache, mein Junge: vor einer zu heißen Suppe wendet man einfach die japanische Methode an."

Melvil spitzte die Ohren und vergaß, was er vorgehabt hatte. „Japanische Methode?" forschte er gefesselt.

Der Doktor lächelte überlegen. „Die Japaner greifen vor zu heißen Suppen zu den verschiedensten Systemen . . ." (O Gott! dachte Mama. Melvil aber riß die Augen auf) . . . „nun, z. B. in alten Zeiten benutzten sie Handfächer . . . oder," besann sich der Doktor, „sie verwendeten Motorblasbälge, schließlich gelangten sie zu elektrischen Ventilatoren . . . aber, siehe da: zweckentsprechend erschien ihnen zuletzt doch keins dieser Systeme."

„Na nu!" staunte der Junge. „Was machten sie denn noch?"

„Tja," sagte Doktor Wibbs, „und du errätst das nicht?"

„Nein, Onkel."

„To," machte der Doktor, „sie warten einfach ein bißchen, bis die Suppe eßrecht geworden ist!"

Kein Wunder: an diesem Onkel Wibbs vergnügte sich der Knabe Melvil ungeheuer. So sehr, daß er seine Anschläge von vorhin ganz vergessen hatte; denn er löffelte seine Suppe nun mit geradezu innigem Behagen.

Monate waren seitdem verstrichen. Die weiße Jacht des Doktor Wibbs lag im Hafen von Dore vor Neu-Guinea. Da erhielt der Doktor eine Brief von seinem Neffen Melvil aus Plymouth. Darin stand: die japanische Methode finde bei Tisch noch immer ihre Anwendung; seit einiger Zeit habe er — der Knabe Melvil — ein probates Mittel zur Abkürzung der Wartezeit entdeckt: er spreche dann mit Mama immer von der schönen Briefmarkensammlung, die ihm Onkel Wibbs von der Weltreise mitbringen werde . . .

Well, dachte der Doktor und strich sich über das runde Kinn, tunkte die Feder in die Tinte und schrieb dem Neffen: „Eine Briefmarkensammlung muß sich ein richtiger Junge selber anlegen! Dazu gibt es ein ebenso einfaches Mittel wie die japanische Methode bei der Suppe. Melvil, der Sohn seiner erfindungsreichen Mama, braucht nämlich nur das beiliegende Inserat durch eine Annoncenexpedition in fünfzig Weltblättern zu veröffentlichen . . ."

Zur Deckung der Kosten schloß Doktor Wibbs dem Briefe hundert Pfund Sterling bei und für das Inserat den folgenden Text: „Heirat! Unternehmungsfrohe Dame, zwanzig Jahre, liebenswürdig, anmutig, sympathisch, 300 000 Pfund Sterling sofort, später Millionenerbin, wünscht vornehm denkenden, intelligenten jungen Mann zu ehelichen. Vermögen Nebensache. Briefe erbeten unter N. Y. Fauntleroy 2231, Plymouth, Annoncenexpedition Good Hope."

„O Gott!" seufzte Lady Isabel, „Wibbs als Erzieher!" Und sie dachte: „Jetzt hat er wohl gar seinen Verstand verloren!"

„Verstand verloren?"

Mama erklärte das mit der Äquatorialsonne. Melvil aber fand eine einfache Lösung. Er sagte: „Onkel Wibbs wird sich das Inserat irgendwo abgeschrieben haben und hat es versehentlich in den Briefumschlag gesteckt, der für mich bestimmt war."

„Ach wo!" antwortete Mama gereizt. Sie fand es nicht zweckmäßig, den Jungen nachdenklich zu machen. Jedenoch . . .

Mama hatte seine Mutmaßung entrüstet zurückgewiesen, also: es mußte ein bewußter Wille hinter dem Briefe des Doktors stehen! Zudem: das Vertrauen des Neffen in die Klugheit des seebefahrenen Onkels war ohne Grenzen. Der Junge konnte sich zwar nicht erklären, wie die Dinge gehen sollten, aber er fand einen Weg zur Ausführung des Befehls, den Doktor Wibbs gegeben hatte. Einen Weg — ohne Wissen der Mama natürlich! Er erschien also auf der Annoncen-Expedition Good Hope; dort gab es zunächst einige Anstände, die er aber beseitigte, weil er im Auftrage des bekannten Doktor Wibbs kam. Er zahlte seine hundert Pfund und erhielt den Bescheid: in vier bis fünf Wochen solle er wieder nachfragen.

Die japanische Methode — ein bißchen zu warten, bis auch diese Suppe eßrecht sei! — war im gegebenen Falle grausam. „Vier bis fünf Wochen — ich bitt' Sie;" Aber es gab keine andere. Und . . .

Nach vier bis fünf Wochen ward Lady Isabel von ihrem Söhnchen durch ein Schlachtgeheul erschreckt: es waren auf der Expedition Good Hope sechs Postsäcke voll Briefe eingelaufen aus allen Winkeln der Welt — ein ganzes Auto voll!

Die Überlegenheit des fernen Doktor Wibbs hatte wieder einmal triumphiert: der Grundstock zur Briefmarkensammlung war gelegt über die Heiratsannonce — und nicht einmal die kluge Mama hatte damit etwas anzufangen gewußt!



## Bunte Chronik



*** Die dankbare Katze.** Ist eine Katze dankbar für einen erwiesenen Liebesdienst oder nicht? Wenn man folgendes wahre Geschichtchen liest, dann weiß man, wie die Frage zu beantworten ist: Eine junge Dame weilte zu Besuch bei einer Bekannten, die eine schöne Perserkatze mit vier Jungen besaß. Eine der jungen Katzen hatte eine Augenentzündung. Die Besucherin, eine Tierfreundin, badete täglich das kranke Auge der kleinen Katze, während die alte Katze schnurrend danebenstand. Eines Tages, als die Dame ihre Koffer packte, um wieder heimzureisen, kam auf einmal die Katze mit drei ihrer Jungen, die sie einzeln nach oben getragen hatte, in das Zimmer der Dame. Wo aber war das vierte Kätzchen? Nach einigem Suchen fand die Dame es in ihrer Hutschachtel. Die Katzenmutter wollte anscheinend hiermit zu wissen geben, daß sie dankbar sei für die Hilfe gegenüber ihrem kranken Katzenkind und gern die Behandlung weiter wünschte. Sie zeigte damit ihr Vertrauen gegenüber der Pflegerin.

*

*** Das Ende der „Konka".** Zu der kürzlich stattgefundenen letzten Fahrt der „Konka" (russischer Name für Pferdebahn) hatten sich fast 40 000 Menschen, mehr als ein Drittel der Einwohner der litauischen Hauptstadt Kowno, in der Freiheitsallee und den anderen Straßen zwischen Bahnhof und Rathaus eingefunden. Die dreizehn Wagen der Pferdebahn, gezogen von abgetriebenen Gäulen, geführt von den alten, phlegmatischen, einen Typ für sich bildenden Kondukteuren, waren von dem Bürgermeister und anderen Vertretern der Behörde, von Journalisten und Leuten besetzt, die diese historische Fahrt für einen erhöhten Fahrpreis mitmachen wollten. Besonders liebevoll hatten sich die Studenten des Wagens Nr. 5 angenommen, den sie im vorigen Jahre während einer Fahrt gestürmt und umgestoßen hatten. Jetzt zogen und schoben sie ihn höchst eigenhändig und trieben allerhand Allotria. Vom ersten Wagen erklangen Trauermärsche des Feuerwehrorchesters. Das Publikum, das die Bürgersteige, die Türen und Fenster bis auf den letzten Platz besetzt hielt, rief „Valio", der ganze Verkehr stockte, Polizei und Militär hatten Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber nicht nur die alten Angestellten der „Konka", die nun brotlos werden, sondern auch viele alte Kownoer trauerten, hatte die Pferdebahn doch in den 36 Jahren ihres Bestehens 99 Millionen Fahrgäste für wenige Kopeken und in den letzten Jahren für wenige Cents, wenn auch im langsamen Zuckeltrab, befördert. Nun war sie museumsreif geworden. Durch die Straßen Kownos fahren jetzt ratternde, auf dem holprigen Pflaster schaukelnde Autobusse. Der Wagen Nr. 5 wurde von den Studenten in den Hof des Rathauses geschoben; er kommt tatsächlich ins Kownoer Stadtmuseum.



## Lustige Rundschau



Böses Gewissen. Buchhalter: „Der Kunde, der gestern geheiratet hat, will Sie sprechen." Heiratsvermittler: „Um Gottes willen, sagen S', ich bin nicht zu Hause."

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.